VON MISSACHTUNG, ABSTIEG UND VERFALL

Zur aktuellen Situation der deutschen ethnografischen Museen

Natürlich funktionieren einige Völkerkundemuseen, es werden Ausstellungen eröffnet und Artikel verfasst. Ich schreibe hier nicht über die positiven Beispiele, die mir selbstverständlich auch bekannt sind. Warum? Getragen von Einzelkämpfern mit der Tendenz zur Selbstausschöpfung sind diese ohne Korrekturmöglichkeit der Fehler im System. Die Kuratorinnen und Kuratoren mögen sich bitte nicht kritisiert fühlen!

Die deutschen Massenmedien bedienen in ihrer Berichterstattung über Völkerkundemuseen und Ausstellungen aussereuropäischer Kulturen immer noch gern Vorurteile. An den Stücken haftet einmal das Stigma des Exotischen, ein andermal des Tragischen, dann wieder der Staub der Langeweile oder sie sind schlicht Zeugnisse von Verbrechen der Kolonialzeit. Schlecht informierte Medienvertreter vereinfachen den vielfältigen Sammlungserwerb zum Pauschalverbrechen „Beutekunst“. Die heutigen Besitzer, die Völkerkundemuseen, werden zu Komplizen vergangener Verbrechen. Politiker äussern sich selten öffentlich, und wenn doch, wünscht man sich, sie hätten es unterlassen. Kurz gesagt: Das Thema ist kompliziert und erfordert arbeitsintensives Detailwissen, sodass sich Kompetenz in Deutschland weder bei Politikern noch bei Medienvertretern finden lässt. Kein Wunder also, dass ethnologische Museen nicht im Zentrum des gesellschaftlichen Interesses oder der Medienöffentlichkeit stehen. Dies hat weitreichende Folgen. Vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten haben sich – im europäischen und internationalen Vergleich – die Arbeitsmöglichkeiten in deutschen Völkerkundemuseen deutlich verschlechtert. Darüber können auch einige wenige gut besuchte Prestigeausstellungen, meist im Ausland konzipiert (und teuer eingekauft?), nicht hinwegtäuschen. Einbezogen in internationale Ausstellungsprojekte sind deutsche Museen nicht wegen der Qualität der wissenschaftlichen Forschung oder wegen selbst initiierten Projekte, sondern fast ausschliesslich wegen des Erbes bedeutender Sammlungen, also der Arbeit vergangener Generationen, hauptsächlich der Zeit von 1880 bis 1933. Von diesen Anfangszeiten zehren die Museen heute und können ihren Gründervätern nicht gerecht werden.

Die Ursachen

Einerseits sind es Systemfehler, die von den öffentlichen Trägern zu verantworten sind und nur von diesen geändert werden können, wie planlose Personalpolitik, zentral-hierarchische Organisationsstrukturen und fehlende Unterstützung der Zusammenarbeit der Museen. Andererseits fördern die bestehenden Arbeitsstrukturen die Entstehung von Einzelkämpfern und die universitäre Ausbildung bezieht Museumsanforderungen kaum noch ein.

Planlose Personalpolitik – von Halbtagsangestellten und nicht mehr besetzten Stellen

Der Auftrag der Museen lautet gemäss ICOM (International Council of Museums): Sammeln – Auswerten – Bewahren – Vermitteln. Kaum ein deutsches Museum sammelt jedoch heute noch. Geforscht wird immer weniger. So beschränken sich die Aufgaben auf das Erhalten und Vermitteln. Viele Stellen in kleinen und mittleren Museen wurden in den letzten Jahren nicht mehr besetzt. Einige Museen haben inzwischen weder eine(n) Restaurator(in) noch einen Hausmeister oder Sekretär. Von der verbliebenen Halbtagskraft wird erwartet, dass sie alle Arbeiten erledigt. Nicht einmal mehr die restauratorische Sicherung der Stücke und eine angemessene Lagerung, d. h. der Erhalt der Sammlungen, sind so möglich.

Auch in grossen Museen wurden Vollzeitstellen entweder nicht mehr besetzt oder durch Halbtagsstellen ersetzt. Wissenschaftliche Arbeit mit den Beständen kann so nicht mehr geleistet werden, was die Qualität der Ausstellungen verschlechtert. Durch die planlose Personalpolitik der öffentlichen Träger gelingt es kaum noch, den Erhalt der Institution Museum angemessen zu sichern.

Veraltete Organisationsstrukturen – Erbe des kolonialen Zentralismus

So alt wie die Sammlungsbestände sind auch die organisatorischen Strukturen in den Museen. Das Ergebnis der nicht-öffentlichen, undemokratischen Besetzung der Direktorenstellen durch die öffentlichen Träger, ohne Mitarbeiter(innen) und Museumsfreundeskreise einzubeziehen, sind meist Direktoren, die gegen die eigene Belegschaft arbeiten und entscheiden. Auch die Direktoren wählen sich ihre Kurator(inn)en allein aus, Teamfähigkeit und Kommunikationsfreude gehören häufig nicht zu den wichtigen Auswahlkriterien.

Die dezentrale Eigenverantwortung der Kuratorin, des Kurators ist nicht vorgesehen. Es gibt keine Etat-Verantwortung für einen Teil der Ankäufe und Ausstellungen, die den Kurator(inn)en ein Mindestmass an Freiheit und Eigeninitiative ermöglichen würden, eine Basis-Unabhängigkeit von Direktor(inn)en und Kolleg(inn)en.

Föderalismus – keine institutionalisierte Zusammenarbeit der Museen

Jedes Museum hat seinen eigenen öffentlichen Träger. Einmal ist es die Stadt, ein andermal das Bundesland oder eine Stiftung. Diese Vielfalt ist Teil der Entstehungsgeschichte und ursächlich dafür, dass keine Bundeseinrichtung die regelmässige Zusammenarbeit der Museen hinsichtlich gemeinsamer Forschung und Ausstellungen finanziell unterstützt und zentral koordiniert. Nur die Direktor(inn)en treffen sich einmal jährlich. Das war's. Schon auf Kuratoren-Ebene finden keine regelmässigen (mindestens zweimal jährlich) Treffen statt. Dadurch gibt es keinen ständigen informellen Austausch, keinen systematischen Vergleich und keine gemeinsame Weiterbildung, wie dies in anderen Berufen selbstverständlich ist. Lernen aus Fehlern und Irrtümern anderer Museen ist so kaum möglich.

Kurator(inn)en – von Wagenburgmentalität, Abwanderungswunsch und Rentenhoffnung

Wer in sich verschlechternden Strukturen arbeitet, Übergriffe und Nachteile erlebt hat, entwickelt häufig eine „Wagenburgmentalität“. Was von aussen kommt, kann nur schlecht sein und ist abzuwehren. Veränderungen sind bedrohlich,

Experimente sind abzulehnen. Wer nicht resigniert und die Tage bis zur Rente zählt oder immer wieder von Abwanderung träumt, wird zum Einzelkämpfer. Unfreiheit und Frustration in zentral-hierarchischen Arbeitssystemen verändern den Menschen und die Zusammenarbeit; Neid, Konkurrenz und Eifersüchteleien nehmen zu. Die Arbeit im Team und die Kommunikation mit Museumsbesucher(inne)n nimmt ab. So ist es kein Wunder, dass Ausstellungen heute meist von wenigen Personen und nicht von wechselnden Projektteams konzipiert werden. Das bedeutet auch, dass der Kurator als Fachmann seines Kontinentes allein über die Auswahl der ausgestellten Stücke entscheiden will, ist dies doch eine der wenigen verbliebenen Freiheiten.

Universitäten – keine ausreichende Ausbildung für Museumsanforderungen

Wer als Wissenschaftler im Museum arbeitet, bei dem reichte es nicht für eine Universitätskarriere. Dieses unsinnige Vorurteil wird heute zwar offiziell zurückgewiesen, ist aber im Alltag immer noch verbreitet. Ethnologische Museen sind kein Gegenstand vergleichender Forschung. Es gibt keine Studien zu Organisationsstruktur, Finanzen, Personal, Arbeitsalltag, Ausstellungen etc. Wünsche von Museen hinsichtlich der Inhalte von Forschungsprojekten werden nur selten von den Universitäten einbezogen. Auch die Frage an die Museen, welche Ausbildung benötigt werde, wird höchstens gestellt, aber die Antwort wird in der Folge nicht berücksichtigt.

Das Interesse für materielle Kultur ist bei den wenigen Lehrstuhlinhabern gering und erschöpft sich in theoretischen Betrachtungen. Die konkrete Arbeit mit einzelnen Stücken und den Vergleich von Sammlungen gibt es kaum noch. Da systematische Kenntnisse und Detailwissen vor allem durch die Arbeit mit den Museumssammlungen und nur ergänzend durch Bücher erlangt werden können, ist das Lehrpersonal heute nur noch in ganz seltenen Fällen geeignet, derartige Fähigkeiten zu vermitteln. Die Konsequenz ist, dass Ethnologie-Studierende unzulänglich für eine Arbeit im Museum ausgebildet werden. Mit einem Praktikum oder Volontariat erschliesst sich dann ein bestimmtes Museum mit seinen Sammlungen und Arbeitsstrukturen. Die Arbeit in vielen Museen wird nicht finanziell unterstützt, derartige Erfahrungen sind die Ausnahme. Systematische Kenntnisse sind daher kaum vorhanden.

Die Abwärtsspirale dreht sich:
kein öffentliches Interesse
weniger Geld, schlechtere Ausbildung
weniger Nachwuchs, weniger Forschung
schlechtere Ausstellungen, weniger Besucher(innen)
Föderalismus – keine Institutionalisierte Zusammenarbeit der Museen
Kurator(inn)en – von Wagenburgmentalität, Abwanderungswunsch und Renten Hoffnung
Universitäten – keine ausreichende Ausbildung für Museumsanforderungen
weniger Einnahmen, schlechtere Medienpräsenz
desinteressierte Politiker, weniger Geld

Klare Entscheidungen wären ehrlicher: besser schliessen als dahinkümmern lassen. Allerdings müsste dann von den jeweiligen Politikern die Frage beantwortet werden, warum Museen für deutsche Kunst und Geschichte in diesem Land mehr wert sein sollen als die Museen aussereuropäischer Kunst und Geschichte. Kolonialismus war Verachtung – ist Post-Kolonialismus Missachtung?

WAS KANN GETAN WERDEN?

Angemessene personelle und finanzielle Ausstattung

Auch die kleinen und mittleren Völkerkundemuseen benötigen mindestens drei Stellen (keine Beamten): Kurator(in), Restaurator(in), Sekretariat. In den grossen Museen (z. B. Berlin, Dresden, Hamburg, Leipzig, München, Stuttgart) muss jeder Kontinent mindestens doppelt, d. h. mit zwei Stellen, besetzt sein. Verwaltungsaufgaben sind zwischen den beiden Kurator(inn)en aufzuteilen oder an eigene Stellen abzugeben. Intensive wissenschaftliche Arbeit mit den Sammlungen muss möglich sein, denn diese Forschung kann nur von den Museen an die Universitäten getragen werden und nicht umgekehrt. Die aktuelle Situation der einzelnen Museen ist durch eine Bundeseinrichtung zu erfassen und die Ergebnisse sind zu veröffentlichen. Diese Einrichtung kann beraten und Konzepte vorlegen.

Regelmässige Zusammenarbeit der Museen

Der Austausch zwischen den Museen und die Zusammenarbeit können durch regelmässige Tagungen mit gegenseitiger Weiterbildung sowie gemeinsame Forschungs- und Ausstellungsprojekte aufgebaut werden. Die Weiterbildungskosten sind vom jeweiligen Museum zu tragen. Pro Jahr sind mindestens fünf Tage für Weiterbildung vorzusehen. Vorbereitung und Koordination müssen als Arbeitszeit anerkannt werden. Die institutionelle Absicherung der bundesweiten Zusammenarbeit sollte durch eine Bundeseinrichtung unterstützt werden.

Digitale Sammlungserfassung, Internetauftritt und demokratische Öffnung

Kein Sammlungsbestand eines deutschen ethnografischen Museums ist bisher vollständig in einer Datenbank erfasst, digital fotografiert und im Internet veröffentlicht. Vorbilder gibt es z. B. in den Niederlanden, in Genf (MEG) oder Paris (Musée du quai Branly). Die Digitalisierungsprojekte der einzelnen Museen müssen bundesweit koordiniert werden. Jedes Museum kann sofort eine Entscheidung darüber treffen, ob und wie Informationen und Bilder im Internet freigegeben werden.

Zusammenarbeit mit den heute lebenden Nachfahren der Hersteller

In Bibliotheken lagert schriftliches Wissen: die europäische Art der Wissensvermittlung. Die Objekte, Feldfotos, Tonaufnahmen und Filme sind Teil einer aussereuropäischen Art der Wissensvermittlung. Wir bewahren in den Museumsmagazinen das kulturelle materielle Erbe einer Vielzahl von Lebensgemeinschaften, Völkern und Kulturen. Direkt erlebbare Geschichte und ein Ausgangspunkt der kulturellen Rückbesinnung der heute lebenden Nachfahren.

Dieses gemeinsame Weltkulturerbe ist ein bisher nicht erkanntes Potenzial der friedlichen Begegnung mit vielen Menschen und Gemeinschaften der Welt. Entsprechende Projekte gibt es bereits, z. B. das Guapore-Projekt und die „Sharing-Cultural-Heritage“-Projekte der Museen in Basel und Leiden.